Zeitschrift: Die deutschen Mundarten : Monatschrift für Dichtung, Forschung und Kritik

Band: 7 (1877)

Artikel: Gelegentliche Bemerkungen über erhöhte Ansprüche, die nun an die Aufzeichnung mundartlicher Sprachproben zu stellen wären.

Autor: Schröer

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-180660

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

GELEGENTLICHE BEMERKUNGEN
ÜBER
ERHÖHTE ANSPRÜCHE, DIE NUN AN DIE AUFZEICHNUNG MUNDARTLICHER SPRACHPROBEN ZU STELLEN WÄREN.

Vierzehn Jahre sind bereits verflossen, seitdem diese Zeitschrift aufgehört zu erscheinen. Indessen hat aber die Wissenschaft nicht geruht; namentlich auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung sind grofse Schritte vorwärts geschehen. Besonders die Herbeiziehung der Physiologie zur Bestimmung der Laute und Erklärung der Lautübergänge erscheint folgenschwer.

Ob denn diese Bewegung nicht auch auf die Bestrebungen unserer Zeitschrift Einflufs nehmen wird? Diese Frage zu erörtern, mag unnütz erscheinen, wenn man die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung im Auge hat, die unsere Zeitschrift bringen soll und wol auch bringen wird. Sie wird sich durch solche Beiträge von selbst erledigen, und vorschreiben läfst sich hier nichts. Die Zeitschrift hat aber auch eine zweite wichtige Aufgabe: die der Mittheilung von Sprachproben, welche besonders von solchen Männern, die dem Volksleben nahe stehn, zu wünschen ist. Dergleichen Mittheilungen müssen wir wünschen; sie können aber nicht immer von Männern ausgehn, die in der Lage sind, sich mit den Anforderungen der Wissenschaft vertraut zu machen. Hier erhebt sich nun allerdings die Frage und ist ihre Erörterung nicht unnütz: ob die Aufzeichnungen, wie wir deren schon von früher her besitzen, den Anforderungen der Wissenschaft auch immer entsprechen, und, wenn dies nicht der Fall ist, ob denselben nicht leicht von Seiten der betreffenden Mitarbeiter in vollkommnerem Mafse genügt werden könne?

Ich wende mich zunächst an die Lehrer der sogenannten Volksschulen, deren Mitarbeiterschaft für unsere Zeitschrift ganz unschätzbar ist. Ihr Lebensberuf ist nicht auf die Probleme der Wissenschaft gerichtet, sondern auf die Probleme des täglichen Lebens. „Das Leben, die tägliche Erfahrung mufs die unerschöpfliche Quelle sein, aus der der Lehrer seine Kenntnisse nach allen Seiten hin täglich mehrt.“ [1] Er wird dadurch als treuer Sammler und Beobachter auch der Wissenschaft dienen können. Aber nicht nur durch Beobachten und Sammeln von Pflanzen, Käfern, Schmetterlingen etc., auch durch Beobachten und

1) Unterrichtsfragen von K. J. Schröer (Wien, 1873), Seite 101. Ich habe daselbst den Gegenstand ausführlicher besprochen.

Sammeln von Ausdrücken der Redeweise des Volkes, im Gegensatze zur Redeweise der höheren Umgangssprache. Sehr zu empfehlen wären Niederschreibungen von wirklichen Gesprächen mit Bezeichnung der redenden Persönlichkeiten, wie dies Rudolf von Raumer in dieser Zeitschrift IV, Jahrg. 1857, S. 390—394 gefordert hat.[1] Ich suchte diesen Anforderungen in einigen Mittheilungen Zeitschr. V (1858), S. 501—506 zu entsprechen.

Eine andere Forderung möchte ich hier erheben. Sie bezieht sich auf die genauere Darstellung der Laute.

Indem man in das Wesen der Laute und ihrer Übergänge und Wandlungen einzudringen strebt, tritt die Nothwendigkeit hervor, zwischen der schriftlichen und der mündlichen Lautüberlieferung strenger zu unterscheiden, als dies bisher geschah.

Nicht das Geschichtliche der Schreibung eines Wortes darzustellen, gilt es, sondern nur das, was man hört. Um aber dies darstellen zu können, mufs man sich über die Zeichen verständigen, deren man sich bedienen will. In beiden Richtungen ist an Manches zu erinnern, auf das man gewöhnlich nicht zu achten pflegt. Es sei gestattet, auf Einiges hinzuweisen, was mir in dieser Hinsicht aufgefallen.

Man ist an das Bild des geschriebenen Wortes meist so sehr gewöhnt, dafs man selten fragt, ob es auch richtig dargestellt ist, d. h. ob die Zeichen (Buchstaben), mit denen es dargestellt wird, hier nach ihrem auch sonst und überall gültigen Werthe angewendet sind? Wir haben im Neuhochdeutschen kein anlautendes ch und schreiben doch Charfreitag, Churfürst, was wir freilich Karfreitag, Kurfürst sprechen und so auch schreiben sollten, (so wie wir auch Kaos, Karakter, Kemie, Kirurch, Kor, Krist, Kronik, nicht Chaos, Charakter, Chemie, Chirurg, Chor, Christ, Chronik sprechen). Hier also wird das Wort nicht richtig dargestellt. Die unrichtige Darstellung des Wortes durch die Schrift hat bei solchen, die die Sprache nicht nach der mündlichen, sondern nach der schriftlichen Überlieferung üben, zu lächerlichen Mifsbräuchen geführt, wenn sie z. B. in den angeführten Wörtern das ch als ch zu sprechen sich zwingen, oder st

1) Der Aufsatz ist lesenswerth. Ich kann nicht unterlassen, hier darauf hinzuweisen, wie nothwendig es ist, die 6 früheren Bände der Zeitschrift zur Hand zu haben. Wenn es einzelnen Lehrern unmöglich ist, sich dieselben anzuschaffen, so sollten sie in den Schulbibliotheken der Lehrerbildungsanstalten, der Gymnasien, der Realschulen und der gröfseren Volks- und Bürgerschulen nicht fehlen. Der deutsche Sprachunterricht wird wesentlich belebt und gefördert durch das rege Interesse der Lehrer an den Mundarten.

und sp, das man im Hochdeutschen anlautend scht und schp spricht, in plattdeutscher Weise s-t und s-p zu sprechen sich bemühen, „weil es so geschrieben wird;“ oder wenn sie das t in Theil anders auszusprechen versuchen als in Teig, weil die Schreibung jetzt, obwohl beide Anlaute völlig gleich gesprochen werden, mifsbräuchlich das erstere Wort mit th schreibt. Unsere Schreibung ist eben eine keineswegs folgerichtig durchgeführte Darstellung des Wortlautes. In manchem deutschen Worte steht x, das wie ks zu sprechen ist, an der Stelle eines früheren hs, chs, z. B. in Axt; ein andermal chs für lateinisches x, z. B. Achse, lat. axis, (wobei wol Schwankungen der Schreibung vorkommen, wie Göthe z. B. einmal Axe schreibt).

Die Aussprache ist überall gleich, ob chs oder x oder cks (Häcksel) oder selbst gs (flugs) geschrieben wird, nämlich: ks. Es ist daher offenbare Schulfuchserei und grundfalsch, wenn sich einer bemüht sech-se, Wech-sel mit ch (χ) zu sprechen, während er doch in Hexe und Nixe dieselbe Lautzusammensetzung wie ks spricht. Es lauten die genannten Wörter: Ackst, Ackse, Häcksel, flucks, seckse, Wecksel, Heckse, Nickse,[1] und die Verschiedenheit der Schreibung entspricht nicht der Aussprache, die von einer solchen Verschiedenheit nichts weifs. In sechs (= secks) kömmt das ch nur wieder zum Vorschein in den Zusammensetzungen, wo das s ausfällt: sech-zehn, sechzig. Hier waltet ein Sprachgesetz, das in der mündlich überlieferten Sprache zu erkennen, in der schriftlich überlieferten dagegen verwischt ist. Das ch wird zu k vor s, selbst in Buchstabe, das man in der Regel Bukstabe spricht.

Welche verschiedenen Laute stellt das g dar! Im Anlaute und Inlaute spricht man es in manchen Gegenden (Berlin) wie j, in anderen (am Niederrhein) wie ein gelindes ch, in anderen wieder (Frankfurt) nur vor betonten Silben wie g, vor unbetonten wie ch oder wie j.[2] Im Auslaute klingt g fast allgemein hochdeutsch wie ch,[3] in Wirtemberg wie k, also: Tag = Tack, aber Tages = Tâges; daneben Mûsich, Botânich. — Wie verschieden nach ihrer Stellung andere Consonanten in verschiedenen Gegenden klingen, will ich hier nicht weiter erörtern.

Erhellt aus diesen wenigen Beispielen nun schon zur Genüge, wie weit unsere gewöhnliche Schreibung von einer getreuen Wiedergabe des

1) Ich wende das ck an, um die Kürze des vorausgehenden Vocals zu bezeichnen.

2) Ausgenommen nach n, mit dem es in den eigenthümlichen ng-laut verschmilzt.

3) Göthes Schreibung Clavigo statt Clavijo entspricht der spanischen Aussprache insofern, als in Frankfurt das g hier wie das spanische j klingt. Wenn Göthe mögte, Mädgen schrieb, so ist das als möchte, Mädchen aufzufassen.

Wortlautes entfernt ist, wobei noch in Rechnung kömmt, dafs oft auch ein und derselbe Laut mit verschiedenen gleichbedeutenden Zeichen wiedergegeben (z. B. der Stammvocal in Hände und Ende, beides der Umlaut von a und ganz gleich im Klang), oder dasselbe Wort unter Umständen verschieden geschrieben wird (z. B. fertig und hoffärtig; Biber und Friede, wo einmal i, einmal ie das neuhochdeutsche lange i bezeichnen), so läfst sich leicht ermessen, wie die genaue Darstellung des Wortlautes bei Aufzeichnung mundartlicher Sprachproben leiden mufs, wenn sie von der üblichen Schreibung beeinflufst wird.

Fast bei allen Aufzeichnungen von Sprachproben einer lebenden Mundart entstehen Zweifel über den dargestellten Wortlaut in jedem, der mit der Mundart nicht vertraut ist.

Schlagen wir Hebel's alemannische Gedichte auf. Sie sind doch Eigenthum des ganzen deutschen Volkes. Sollte man nicht wünschen, sie so aufgeschrieben zu sehen, dafs daraus wenigstens für den achtsamen Leser die Aussprache doch annäherungsweise erkennbar wäre, auch wenn er nicht Alemanne ist? Wie sie bis jetzt vorliegen, müssen sich überall die gerechtesten Zweifel erheben. Ich will nur die ersten Zeilen des ersten Gedichtes: „die Wiese“ vornehmen, um dies zu zeigen. Schon die Überschrift die Wiese, was der Name eines Bergstromes ist, kann bei dem bedachten Leser Zweifel erregen. Ist das ie hier aus der üblichen Schreibung herübergenommen in der Bedeutung eines langen i, so ist zu sprechen Wîse oder Wiise. Bekanntlich gibt es aber in der Schriftsprache solche ie, die ursprünglich Zwielaute (Diphthonge) sind, und die im Alemannischen noch als solche gesprochen werden. Dies ist im Bairischen[1] auch der Fall, wo, z. B. im Ortsnamen Liesing, das e des Stammlautes gehört wird. Hebel schreibt nun diese ie (in lieblich, tief etc.) nicht anders als die andern, die î bedeuten. Woher soll nun der Nichtalemanne wissen, wo das ie wie î und wo wie ie (mit nachschlagendem e) zu sprechen ist? — *Denglegeist* hörte ich einmal von einem Norddeutschen Denchleche-ist (mit gelindem ch) sprechen; es soll aber gesprochen werden Denglegaischt mit reinem g und ai für ei, scht für st. Hier müfste nun festgehalten werden: wenn man an- und inlautendes g in Berlin wie j, am Niederrhein wie ch spricht, so ist in Sprachproben aus Berlin und vom Niederrhein auch j und ch, nicht g, zu schreiben. Hingegen wird dann dort, wo in mundartlichen Sprachproben g geschrieben wird, darunter auch reines g zu verstehen sein. — Aber auch über ei kann man zweifelhaft sein. Die ihrem Ursprunge nach verschiedenen zweier-

1) Ich nenne den österreichisch-bairischen Dialekt, den man wol besser als den markomannischen bezeichnen könnte, kurz so.

lei ei der Schriftsprache [1] werden in den Mundarten, wol in allen, noch unterschieden, aber in jeder anders. Im Obersächsischen z. B. ist in dem ei, das mhd. ei entspricht, das e so vorwaltend, dafs es das i verschlungen hat: *weeste,* weifst du; während dagegen das dem mhd. î entsprechende ei wie ai gesprochen wird, z. B. *main kleener,* (mhd. mîn kleiner). Dazu steht die Aussprache in manchen schwäbischen Gegenden beinahe in vollem Gegensatz: mhd. ei klingt ai, z. B. *waischte,* weifst du; das dem mhd. î entsprechende, in der Schweiz noch î gesprochene ei wird nicht ai gesprochen, sondern mit hörbar vorschlagendem e, z. B. *méi˘ klainer.* Man sieht daraus, wie nöthig es ist, dafs die Mundarten so geschrieben werden, dafs solche Unterschiede ersichtlich sind, also nicht ei, wo man ai spricht, etc.

Mitternächtige. Da das ä nicht anders als kurzes e gesprochen wird, wäre besser mitternechtige zu schreiben; (das ä-Zeichen könnte Bedeutung erhalten, wenn es mehr für die langen ä aufgespart würde). *Sägese.* Das ä ist hier falsch und irreleitend, durch den Gedanken an Säge (ahd. saga, serra) herbeigeführt. Es wäre *Segese* zu schreiben, (ahd. sëgansa, falcastrum). *Todtnau* wäre zu schreiben *Tootnau. Chnabe* könnte leicht *Xnaabe* gelesen werden, es soll aber wol Xnawwe klingen u. s. f., u. s. f. — Die Länge oder Kürze der Vocale ist gewöhnlich nicht ersichtlich; die Consonanten werden in der Regel nach dem Schreibgebrauch der Schriftsprache beibehalten u. s. f.

Es mufs von nun an mit gröfserer Genauigkeit die Darstellung des Wortlautes angestrebt werden. Nur so werden wir zu einer vergleichenden Lautlehre der deutschen Mundarten gelangen können, die nicht nur vom historischen, sondern auch vom phonetischen Standpunkte aus zu führen ist. Wo die Erfahrung des Einzelnen nimmermehr ausreichen kann, den wahren Laut des lebenden Wortes in seinen verschiedenen Abstufungen alle Mundarten hindurch zu verfolgen, da müssen Aufzeichnungen aus allen Gegenden gewonnen werden; diese müssen aber den Wortlaut so deutlich wiedergeben, dafs auch derjenige, der den Klang nie gehört, ihn annähernd richtig zu erkennen vermag. Um dies aber im Stande zu sein, ist es nothwendig: 1) dafs man von der üblichen Schreibung der Schriftsprache vollständig absieht; 2) dafs man sich über die Geltung der Laute vollkommen klar verständigt.

1) Die Schreibung ai für mhd. ei (nie für mhd. î) in: aichen, Baier, Getraide, Hain, Kaiser, Laie, Laib, Rain, Saite, Waid, Waise, (für oi in Main, Mainz) ist ein Überrest einer mundartlichen Unterscheidung zwischen beiden ei. Es werden aber bei weitem nicht alle mhd. ei mehr ai geschrieben.

Dabei werden wir uns vorläufig wol möglichst zu beschränken haben auf die bekannten vorhandenen Zeichen. Besonders auffallende Einzelheiten werden immer besonders hervorzuheben sein, z. B. wenn der Schweizer das ch in ich guttural spricht.

Es wird vielleicht zweckmäſsig sein, die üblichen Lautzeichen durchzusprechen, wobei sich Gelegenheit bieten wird, auf beachtenswerthe, zuweilen weniger beachtete Punkte aufmerksam zu machen.[1] Ich werde dabei das in dieser Zeitschrift VI, 579 mitgetheilte „vorläufige System für die Bezeichnung mundartlicher Laute" vor Augen behalten. Beispiele wähle ich aus der baierischen Mundart, die mir erfahrungsmäſsig am sichersten zu Gebote steht.

Bemerkungen zu den Lautzeichen bei Darstellung mundartlicher Sprachproben.

I. Vocale. *a* bezeichnet nur das kurze reine a. Es kömmt im Bairischen nur vor, wo die Schriftsprache den Umlaut hat, z. B. in: *wassern*, d. i. wässern. Wenn es kurz gesprochen wird, sich aber dem o nähert, so wird es mit à bezeichnet: *glàtt*, glatt, *kàld*, kalt; wenn es lang gesprochen wird und sich dem o nähert, mit *å*: *Wåch*, Waage, *Tåch*, Tag.

â bezeichnet das lange reine a, das in der Schriftsprache in Waage gehört wird. Wo die Schriftsprache â hat, tritt in unsrer (österreichischen) Mundart gewöhnlich *å* ein; *Wåch*, Waage. *â* steht in unsrer Mundart gewöhnlich für ä, au (mhd. ou), ei (mhd. ei): *Grâz*, *Kâs*, *stâd*, *â*, *hâſ*, Gräz, Käse, stät, auch, heiſs.

ä, das kurze, wird am besten nur mit e bezeichnet; (sieh unter e).

æ, das lange, dem a sich nähernde. Unsere Mundart hat diesen Laut z. B. für ö der Schriftsprache: *Ræsal*, Röslein; im Fränkischen kömmt er vor für ei (mhd. ei) in: *Læb*, *Sætn*, Laib, Saiten, (Zeitschr. VI, 162). Er wäre in mundartlichen Aufzeichnungen wol besser mit ee zu bezeichnen; sieh ê.

ai steht, wie wir oben sahen, in manchen Mundarten für ei (mhd. î), z. B. in unsrer Mundart *waiſ*, albus; im Schwäbischen für ei (mhd. ei): *waiſ*, scio. Gewöhnlich unterscheiden die Mundarten scharf

1) Ohne alle Prätension und nur bemüht, für die weitesten Kreise verständlich zu sein, möchte ich damit nur eine Anregung geben. Ich weiſs sehr wohl, daſs ich auf erschöpfende Vollständigkeit im Voraus verzichten muſs, sowie auch, daſs die einfachen Darstellungsmittel, auf die ich hinweisen kann, nicht überall völlig genügen. Doch ist vielleicht schon damit gedient, wenn, ohne zu verwirren, ein kleiner Fortschritt zu einer genaueren Lautdarstellung gewonnen wird.

zwischen beiden ei der Schriftsprache. So bei uns: *ih woas*, *dâs t Wànd waif if*, ich weifs, dafs die Wand weifs ist. (Man übersetze den Satz in andere Mundarten.) Es wird daher gerathen sein, bei mundartlichen Aufzeichnungen nicht ei zu schreiben, wo ai gesprochen wird. Dann kann das *ei* zur Bezeichnung jenes ei bleiben, wo deutlich ein e, kein a, gehört wird, wie im schwäbischen *Pfeifer,* (in der Schweiz noch *Pfîfer,* wie mhd.). Ist der Vorschlag des e besonders stark, so kann dies mit *éi* bezeichnet werden.

au ist wie ei in der Schriftsprache der Vertreter zweier verschiedener Laute, deren einer dem mhd. ou, der andere dem mhd. û entspricht. Sie werden in den Mundarten noch unterschieden. In unserer Mundart lautet das Haus auch: *'s Haus â.* In anderen Mundarten hört man für mhd. ou noch heute *ou,* selbst *óu.* Jedenfalls sind beiderlei Laute, wo sie verschieden klingen, auch verschieden zu schreiben.

e, das kurze e, das, dem a näher als dem i, wie ä, der Umlaut des a, zu sprechen ist. Dafür *ä* zu schreiben könnte Verwirrungen machen; denn es handelt sich um die Darstellung des Klanges und nicht um die der Ableitung, und es kann vorkommen, dafs ä gesprochen wird für ë (Brechung des i). Es ist sehr wichtig und noch sehr wenig beachtet, dafs die zweierlei kurzen e (ä und ë) in den Mundarten noch häufig unterschieden werden, was denn auch durch die Schreibung ersichtlich gemacht werden mufs. Im Mittelhochdeutschen reimten bekanntlich gute Dichter nur mit Einschränkung e auf ë. In unsrer Mundart reimt noch jetzt: *di Hex* (Hexe) nicht auf *sëx* (sechs, mhd. sëhs). Das e in *Hex* wird deutlich unterschieden von dem ë in *sëx,* und zwar so, dafs ersteres tiefer, dem a näher stehend, letzteres höher, dem i zustrebend, gesprochen wird. Die Mundart ist aber keineswegs consequent, und noch unenthüllt ist mir, welche Einflüsse hier in Anschlag zu bringen sind, wo sie von dem geschichtlichen Lautstande abweicht. Hier müssen vorerst Beispiele gesammelt werden. Das Verbum beten der Schriftsprache, mhd. bëten, hat die alte Kürze gewahrt; aber das e wird hier nicht ë gesprochen, wie noch in sëx, sondern e wie in *Hex*; es lautet *pettn.* Und das Bette, wo e (= ä) zu erwarten wäre, lautet *Pëtt.* — In der Mundart von Gottschee gehen beide e noch weiter auseinander, indem dort ë in Stammsilben zu a, hingegen e (= ä) oft zu ö wird, z. B. *starben, Spackh, Hör, Mör,* stërben, Spëck, Heer, Meer.[1] — Bemerkenswerth ist die Aussprache der

1) Damit hängt vielleicht zusammen die Schreibung ö für e in Löffel u. a., älter nhd. auch in Mönch, Böck u. a. In manchen Schulen Oesterreichs wird gelehrt, dafs ä: ö zu sprechen sei.

Buchstabennamen, in denen ein e vorkömmt, in unserer Mundart, wo dann ein Einflufs des Nachbarlautes als bestimmend anzunehmen sein wird. Unsere Mundart spricht: *bee* (d. i. bæ), *cee, dee, ee, ëff, gee, ell, emm, enn, pee, err, ëfs, tee, wee, zëtt.*

ë erscheint in *ëff, ëfs, zëtt,* sonst überall e, ee. — Diese Bemerkung soll nur aufmerksam machen auf Unterschiede im Klang der Vocale in den lebenden Mundarten, die bisher noch wenig beachtet sind.[1]

ê, das im Mhd. aus verschiedenen Zusammenziehungen hervorgieng, gilt als Bezeichnung eines langen ë, das dem i näher steht, im Gegensatze zu æ. In den lebenden Mundarten, wo die Zahl der langen Vocale sich so sehr vermehrt hat, wird man wol am zweckmäfsigsten, ohne Rücksicht auf den Ursprung, jene langen e, die dem i sich nähern, mit ê, die langen e, die sich dem a nähern, mit ee (oder mit æ?) bezeichnen. Unsere Mundart hat beide Laute: *zwê˜*, zween; *Pêdn,* Böden; *stê˜, gê˜,* stehn, gehn; *Krê˜,* Kreen (Meerrettich); *pleed,* blöde; *Reesarl,* Röschen; *Preesarl,* Bröslein.

ei sieh ai.

eu, als Zeichen für einen Doppellaut, entspricht wol kaum in irgend einer deutschen Mundart der Aussprache. In fränkischen Gegenden (Ztschr. VI, 161), am Untermain (Schmeller § 249), in den sette Communi (Cimbr. Wtb. S. 120), in Krickerhäu (s. meine Laute der Mundarten des ungr. Berglandes, S. 211 [205]) wird mhd. iu, nhd. eu: *aü* gesprochen. In andern Mundarten variiert die Aussprache zwischen *oi, öi, éü* u. dgl.; häufig ist es *ai* geworden. Das wird nun überall nach der Aussprache wiederzugeben sein. — Ich selbst habe in meinem Wörterbuche der Mundart von Gottschee überall das eu der Schriftsprache beibehalten, obwohl die Aussprache, wenigstens in den meisten Fällen, *ai* ist. Dies that ich, weil die schriftlichen Aufzeichnungen, die mir zum Theil vorlagen, den Doppellaut verschieden bezeichneten, die Aussprache aber doch nicht überall gleich schien. Da ich dem bis auf den Grund nachzugehn nicht in der Lage war, wählte ich das eu der Schriftsprache, wodurch ich mich am nächsten zu Schmeller's Schreibung des nahverwandten Cimbrischen hielt; (beide Mundarten gehören zu dem deutsch-lombardischen Dialekt). Es sind aber andere Anforderungen zu stellen an Aufzeichnungen nach dem Leben, wie wir sie für die Zeitschrift wünschen, als an Unternehmungen wie Schmeller's cimbrisches Wörterbuch und mein Wörterbuch der Mundart von Gottschee. Bei einer Bereisung einer fremden Sprachinsel lassen sich nur Hauptzüge der Mundart

1) Neuere Sprachforscher bezeichnen e (ä) mit é und ë mit è.

feststellen, und bleibt nichts übrig, als dies zu thun, wo von Seiten der Eingebornen Besseres nicht zu erwarten ist; erschöpfende, den Klang der Sprache völlig wiedergebende Photographien derselben, können nur von Eingeborenen erwartet werden. Durch Feststellung des Verhältnisses der einzelnen Laute einer Mundart zum Mittelhochdeutschen gelangt man wohl bald zu einem im Allgemeinen richtigen Bilde. Die Nüancen im Einzelnen sind aber nicht sobald erschöpft, und die so gewonnene Sicherheit darf nicht überschätzt werden.

ea. Welche Zeichen für Doppellaute, aufser den überhaupt üblichen, bei der Darstellung einer Mundart noch nothwendig sind, wird in jedem einzelnen Falle zu bestimmen sein. In unserer Mundart steht *éa* zuweilen für mhd. ie: *Déanst, Déandl,* mhd. dienst, diernelîn. In Gottschee steht derselbe Doppellaut für ö und für ê: *schéan, Ṣéale,* mhd. schœn, sêle u. dgl. m.

i, das kurze i; das lange ist immer zu bezeichnen: *î.* Der Doppellaut *ie* ist nur dort zu schreiben, wo das nachschlagende e gehört wird. In unserer Mundart ist daraus *ia* geworden und so auch zu schreiben.

o. Da wir für die dem o sich nähernden a die Bezeichnungen *à* und *å* haben, für die dem o sich nähernden kurzen und langen u ebenso *ù* und *ů* anwenden können, so sollten die o-Zeichen (o und ô) nur für jene Laute angewendet werden, die die reine Mitte halten zwischen a und u. In unsrer Mundart klingt das o (mhd. ô) in todt, roth, Koth genau so wie das a in da, Waage: *tåd, råd, Kåd, då, Wåch.* Hingegen das a in Schaf wie reines ô: *Schôf.* Es reimt merkwürdigerweise nicht auf *Schlåf,* Schlaf. Der Unterschied ist ganz deutlich.

ö und *œ* für kurzes und langes ö. Darüber wüfste ich nichts zu bemerken, als dafs sie nur dort geschrieben werden, wo man sie wirklich hört. *oa, oi* hat unsere Mundart in *Oar,* Eier, *zwoa,* zwei; *floign,* fliegen u. dgl.

ou kömmt nicht vor.

u und *û* bezeichnen kurzes und langes u; *ù* kurzes u, das sich dem o zuneigt; *ů* langes u, das sich dem o nähert.

ü für kurzes und *üü* für langes ü (alemannisch *Chrüüzer, Hüüser*) kommen in unserer Mundart nicht vor.

ua, ue, ui, uo bezeichnen Doppellaute mit vorwaltendem u; der zweite Laut klingt nach mit geringerem Gewicht als der erste. In unserer Mundart klingt mhd. uo in manchen Thälern *ua,* in andern *ui.*

II. Consonanten. Die Kehllaute oder Gutturale. *K* ist als Anlaut betonter Stammsilben vor Vocalen im Deutschen = kh; nicht vor Consonanten, vor dem Vocal unbetonter Silben, auch nicht im Auslaut.

Man spricht: khalt, kheck, Khirsche, Khorb, Khurbel; aber ohne h: Klang, Knecht, Kraft, Stock, Stöcke. Wenn man nun in mundartlichen Aufzeichnungen diese Geltung des k als selbstverständlich voraussetzt, so müſste man mindestens die Abweichungen bezeichnen, z. B. wenn eine Mundart etwa *Khnecht, Stockh* spricht. Wenn man genauer sein will, so betrachte man das k als reinen, harten Kehllaut und bezeichne alle Fälle, wo ein h hinzutritt, mit kh. — Daſs Erweichungen oder andere Umwandlungen des k nicht mehr mit *k*, sondern mit dem entsprechenden Zeichen zu geben sind, ist selbstverständlich.

g ist nur dort zu schreiben, wo es rein als gutturaler Schlaglaut (nicht als Reibelaut ch oder je) gesprochen wird. Das guttural gesprochene *j*[1] (weicheres ch) kann mit *g̊* oder *gh* bezeichnet werden.[2] Ich glaube, weiter dürfen wir jetzt in den Unterscheidungen der deutschen Gutturalen noch nicht gehen, und wir werden vorderhand für unsere Mundarten ausreichen, wenn wir *g, ch, g̊, j* in der Schreibung genau auseinanderhalten. In unserer Mundart ist *g* im Anlaute immer reines g: *gànz, Gråf.* Im Auslaute fällt es häufig ab, oder es erscheint erweicht zu *g̊*; z. B. *fölli, Wåg̊,* völlig, Waage; (letzteres schrieb ich oben *Wåch,* weil ich *g̊* noch nicht besprochen hatte). Zu demselben *g̊* erweicht sich auch ch nach langem Vocal, z. B. in *wâg̊, straig̊en,* weich, streichen. — Wenn man findet, daſs das ch in Aachen mehr guttural, in Mamâchen mehr palatal gesprochen wird, so müſste hier freilich ein neues Zeichen eintreten, vielleicht ein fettes *j*. Die stark gutturale Aussprache des ch beim Schweizer möchte ich mit *cch* markieren, z. B. *icch*, was eine Verdoppelung des ch ausdrückt. Durchaus nicht ersichtlich ist bei mundartlichen Sprachproben der Charakter des auslautenden g, wenn man es einfach nach dem Brauch der Schriftsprache beibehält, ob es nun g̊ oder k oder ch oder j gesprochen wird.

Die Zahnlaute oder Dentalen. Es ist ein groſses Hinderniſs der Verständigung, besonders über d und t, daſs beide Laute im mittleren Deutschland nicht rein gesprochen werden. Das weiche (tönende) d wird oft wie t, das harte (stumme) t wie th gesprochen. Im Oesterreichischen ist d im Anlaut durchaus t geworden, was auch auf die Aussprache aller Gebildeten Einfluſs hat und die Fähigkeit, beide Laute zu unterscheiden, beeinträchtigt. Die Niederdeutschen hören hier schärfer; wir Süddeutschen müssen es an fremden Sprachen lernen. Festzuhalten wäre hier, daſs t einfach zu bezeichnen ist, wo es als

1) Im Deutschen wird *j* immer palatal gesprochen; ein gutturales *j* (weicheres ch) erscheint nur in Mundarten, meist für g.

2) Wie in dieser Zeitschr. III, 254 vorgeschlagen ist.

harter Schlaglaut ohne h gehört wird; wo aber th gehört wird, mufs, ohne Rücksicht auf den Gebrauch der Schriftsprache, th geschrieben werden.

Das deutsche z ist = ts, und es kömmt bei demselben zweierlei in Erwägung bei mundartlichen Aufzeichnungen: dessen übliche Verdoppelung tz und dessen etwaige Erweichung. — Die Verdoppelung, die einem älteren tt entspricht, bezeichnet eine Aussprache, wobei der Consonant einerseits nach einem Vocal steht und zu demselben als Schliefsung der Aussprachswerkzeuge gezogen wird, anderseits vor einem zweiten Vocal und als Öffnung der Organe zu diesem gezogen wird. Die Verdoppelung kann also nur zwischen zwei Vocalen, nicht im Auslaut, nicht vor einem Consonanten stehn.

Dies gilt von Verdoppelungen der Consonanten überhaupt. Verdoppelung des Consonanten kann auch nach langem Vocal stattfinden.

Eine Erweichung des z (ts) zu ds kömmt vor z. B. nach langem Vocal. Der Laut ds erscheint z. B. im Oesterreichischen, in Zusammenziehungen wie: *hådsen,* hat es ihn, *hådsasi,* hat sie sich. Es scheint mir aber selbst die Aussprache des z bei manchen Wörtern zu ds erweicht, z. B. in *Kraidsa,* Kreuzer, *frôdsln,* necken. Wo dies entschieden der Fall ist, müfste es auch bezeichnet werden.

Für die zweierlei S, das scharfe ß und das weiche, tönende s, sind die Zeichen s und ſ zu empfehlen. Letzteres wird im Französischen, Englischen, Holländischen, Polnischen, Madjarischen mit z bezeichnet, das wir nicht annehmen können, weil bei uns, wie schon bemerkt, z den Laut ts bezeichnet. Wie wenig auf diesen Unterschied in den Aufzeichnungen von Sprachproben geachtet wird, beweist uns die Thatsache, dafs es einem Manne wie Weinhold in der bair. Gramm. entgehn konnte, dafs wir in Oesterreich im Anlaut s (scharf) nicht ſ (weich) sprechen. Sieh mein Wörterbuch der Mundart von Gottschee (1870), S. 24. Es ist eben in den Sprachproben das S der Schriftsprache überall beibehalten und nicht kenntlich gemacht, dafs wir: sàgn, segn, sëgn, sibn, sô, sunn', (sagen, sehen, Segen, sieben, so, Sonne), nicht: ſàgn, ſegn, ſëgn, ſibn, ſô, ſunn sprechen. — Es steht diese Verhärtung in éiner Reihe mit unserem t für d im Anlaut. Im Auslaut, nach langem Vocal sprechen wir ſ: *i wóaſ,* ich weifs, wo nicht eine Contraction zweier s vorhanden ist, wie in: *i wóass* (woas's), ich weifs es.

Dem zweifachen S steht ein zweifaches SCH zur Seite. Das deutsche sch wird immer scharf gesprochen, wenigstens im Anlaute. Ob es überall im Auslaute, besonders nach Doppellaut, scharf bleibt, ist zweifelhaft; mir klingt es in Fleisch weich, in Fisch hart oder scharf.

In dieser Zeitschrift ward bisher für das scharfe sch *sch*, für das tönende ş gebraucht. Zu wünschen wäre wohl für ersteres ein einfaches Zeichen, sowie auch für ch. Da es uns aber fehlt, so wollen wir zufrieden sein, wenn nur beide Laute unterschieden und überall richtig angegeben werden; denn darauf kommt es an.

Schmeller (Mundarten Baierns § 664) gibt an, dafs im Anlaute von Schâff, Schiff, schön, schlagen, schmal, schnell, schreien das weiche dem franz. je entsprechende sch, also unser ş, zu hören sei.

Diese Angabe ist so auffallend, dafs darüber nähere Bestätigung erwünscht wäre. In der österreichischen Mundart wird in den angeführten Wörtern durchaus entschieden scharfes sch gesprochen. — Im Auslaut hört man im Oesterreichischen überall ş, nur wo e abgefallen ist sch (wie auch Schmeller a. a. O. 666, 667 angibt): der Fîş, Fifch, Fisch', Fifche; ebenso auch Menş, aber falsch, Hirsch.

Interessant sind die sch und ş der Mundart von Gottschee. In derselben verwandeln sich nämlich alle s im Anlaut, Inlaut und Auslaut in ş: *Şauz,* Salz, *Roş,* Rofs, *Roaşe,* Rose, *Glaş,* Glas, das nur vor t und p aus physiologischen Gründen hart wird: *Kunscht,* Kunst. Aber auch vor l, m, n, w hört man in Gottschee nicht sch, sondern ş: *Şlûf,* Schlaf, *Şmauz,* Schmalz, *Şnéab,* Schnee, *Şbàm,* Schwamm; nur vor *p* und *t* klingt, wie gesagt, s wie in der Schriftsprache: schp, scht. — Das historische ß ist s geblieben: *aus, 's Kind,* das Kind, aber '¸ *Kindeş,* des Kindes; *Hiris,* Hirsch, aber *Hirşe,* Hirse, u. a. m.; s. mein Wörterb. der Mundart von Gottschee (1870), S. 202.

Dafs dieses ş, wie es scheint, im ganzen Gebiet der deutsch-lombardischen Mundarten, zu denen auch die von Gottschee zu zählen ist, ähnlich dem sch gesprochen und sch (schon seit dem 15. Jahrhundert, wie ich am a. a. O. gezeigt habe[1]) geschrieben worden, ist mir bekannt; ob dieses sch aber, wie in Gottschee, überall ş klingt, wäre noch genauer zu ermitteln.

Wir sehen, wie viel es da noch zu beobachten gibt!

Über das r wäre erwünscht die Angabe, ob in einer Mundart dasselbe mit der Zungenspitze, oder tiefer im Gaumen gesprochen wird. Ein neues Zeichen vorzuschlagen, wage ich nicht. Die Zeitschrift nahm sonst an ein ṛ oder ʳ als „verklingendes r.“ Doch wäre hier wol näher anzugeben, was damit gemeint ist? Es gibt Mundarten, wo das r im Auslaut oder vor Consonanten ganz ausfällt, und andere, wo es zu einem Vocal *a* oder *e* wird. In ersterem Falle wäre es vielleicht auszulassen, wie

1) Eine Spur davon findet sich ja schon bei Thomasin Zerklære, der aus jener Gegend ist, in seinen Reimen: Kunst : wunscht; künst : wünscht, wie ich a. a. O. S. 7 bemerkte.

auch in letzterem, wenn es gar nicht gehört wird; der Ausfall könnte, wo es zur Deutlichkeit erwünscht scheint, nach Schmeller's Vorgang durch ʿ angedeutet werden. Wenn es leise noch zu hören ist, wäre es etwa mit einem kleinen ʳ zu bezeichnen. — Merkwürdig ist das *r* vor *l* im österreichischen Deminutiv. Wir haben bekanntlich, neben dem einfachen Deminutiv mit l (Haus: Häusl = *Haisl*), noch ein zweites (Häuserl = *Haisa*ʳ*l*. Hier wird das r als solches nicht gehört und bildet nur einen eigenthümlichen Vorschlag des l, der von Fremden nicht leicht nachgesprochen wird. Es ist nicht zu unterscheiden von dem ᵈl in *Râ*ᵈ*l*, M*â*ᵈ*l* (Rädlein, Mädlein, Mägdlein), so dafs man fragen könnte, ob hier nicht das d ausgefallen und die Deminutivendung unmittelbar an den Stammvocal angetreten ist (*Râ*[*d*]ʳ*l*, *Mâ*[*d*]ʳ*l*). Für diesen Laut, der für rl steht, durch ʳl aber nicht eigentlich ausgedrückt wird, wäre wol eine besondere Bezeichnung zu wünschen. Ich wage vorderhand keinen Vorschlag und wünschte nur überall, wo ähnliches vorkommt, eine bestimmte Angabe, damit ᵈ*l* oder ʳ*l* nicht zur Bezeichnung von verschiedenen Lauten angewendet werden, d. h. für den Laut, wo das *d* und *r* vor *l* noch leise gehört wird, und auch für den, wo es nur ein Vorschlag ist, ein Schnalzen mit der Zunge. Zu bemerken ist, dafs es in der österreichischen Mundart eine Silbe bildet, so dafs *Kraiza*ʳ*l* (— ∪ ∪) Kreuzerlein, als Daktyl zu sprechen ist.

Die Lippenlaute. Das *b* ist in unserer Mundart im Anlaut durchaus p, wie das d zu t, das f zu s geworden ist. Im Inlaute und Auslaute erweicht es sich zu *w*; aus habe ich wird *hàw' î*. Im Auslaute fällt es ab in: *à'*, ab; hält sich aber in: *liab*, lieb; *triab*, trübe; *oob*, ob; *Schâb*, Schaub. — Das *p* hält sich: *Pain*, Pein; *Schîpel* (Schmeller schreibt *Schübel*), Büschel, z. B. Haare; *Tràp*, der Trab.

v und *f* sind zwei Zeichen für éinen Laut. Es ist das Sicherste, überall *f* zu schreiben, wo der harte Lippen-Reibelaut gehört wird; der weiche ist mit *w* zu bezeichnen.

Der Nasenlaut, der nicht mit dem reinen n, auch nicht mit dem ng, dem Gutturalnasal, zu verwechseln ist, wird mit dem Schlängelchen ˜ bezeichnet. Er ist im Oesterreichischen sehr gewöhnlich: *ea*ʿ *mâ˜t*, er meint; *Mâ˜*, Mann; *gê˜*, gehn; *hî˜*, hin; *schâ˜*, schon; *Sû˜*, Sohn.

Das h sollte in mundartlichen Sprachproben nur geschrieben werden, wo es gehört wird, also nicht als Dehnungszeichen, auch nicht, wo es geschichtlich stehen sollte, etc.

WIEN. SCHRÖER.